

# Neun Jahre Angst und Erniedrigung

Esslingen: 57-jährige erzählt von ihrer schlimmen Jugend im Heim – Heute kann sie ohne Groll zurückblicken

Von Harald Flößer

Lange Zeit hatte sie nicht darüber reden können. „Es war mir einfach peinlich“, sagt die 57 Jahre alte Esslingerin. Angelika K. (Name von der Redaktion geändert) musste prägende Jahre ihres Lebens in einem Heim verbringen, in dem sie eigentlich gar nichts verloren hatte. Gleichaltrige mit schweren Behinderungen füttern, eingesennte Betten säubern und für sie zuweilen wie eine Ersatzmutter sein – so sah ihre Jugend aus. Die Jugend eines quicklebendigen Mädchens mit vielen Träumen, das auf Wunsch des strengen Vaters statt familiärer Wärme Strenge und Züchtigung erfuhr. Ein Leben voller Angst und Demütigungen. Sie wurde geschlagen und einmal auch sexuell belästigt. Nur ihrer robusten Natur und ihrem unbedingten Lebenswillen ist es zu verdanken, dass die 57-Jährige daran nicht zerbrochen ist. Im Gegenteil: Heute kann sie freimütig über die schlimmen Jahre erzählen – und verzeihen. Auch dank der Stiftung „Anerkennung und Hilfe“, die solche Fälle mit den Betroffenen aufarbeitet und zusammen mit dem Landesarchiv Baden-Württemberg im Projekt „Zwangsunterbringung“ publik macht.

## „Hab’ mir nie was gefallen lassen“

Zerrüttet ist gar kein Ausdruck. Es waren schlimme Verhältnisse, unter denen Angelika K. mit ihren zwölf Geschwistern in Sigmaringen aufwuchs. Der Vater Alkoholiker und arbeitslos, die Mutter schwer krank (Multiple Sklerose). „Wir hatten oft nichts zu essen daheim“, erzählt sie. Weil sie rebellisch und aufmüpfig war, steckte sie der Vater in ein Heim, zusammen mit ihrer Zwillingsschwester. Den 17. September 1970 wird Angelika nie vergessen: Da begann für sie die Zeit im Magnusheim Regens Wagner in Holzhausen bei Dillingen/Donau. „Ich habe mich so geschämt“, sagt die Esslingerin. Denn man wies ihr und ihrer Schwester einen Platz in einer Gruppe mit Schwerbehinderten zu. „Ich war richtig frech und hab’ mir nie was gefallen lassen“, erzählt sie. Der Lehrer habe schon mal mit Kreide nach ihr geworfen. Richtig geschlagen worden sei sie nie, aber sie musste zuschauen, wenn andere Prügel einsteckten. Angst einflößen war Methode. Wer die strengen Regeln nicht einhielt, musste auf dem Zimmer bleiben, wenn andere Freizeit hatten und auch mal das Heim verlassen durften. Was gekocht wurde, musste aufgegessen werden, ob es schmeckte oder nicht: „Ich bin halt so lan-



Strenger Tagesablauf: So sah das Leben in vielen Kinder- und Jugendheimen aus.

Foto: Landesarchiv Baden-Württemberg

ge sitzen geblieben, bis ich alles runtergewürgt hatte.“ Wie Knechte mussten die Kinder mitarbeiten, in der Küche genauso wie beim Putzen. Ganz zu schweigen vom Druck der religiösen Erziehung. Jeder musste regelmäßig in die Kirche. An ein Detail erinnert sich Angelika K. mit Grausen: „Wenn der Weihrauchkessel geschwenkt wurde, ist mir immer kotzüber geworden.“

Als ihre Mutter mit 42 an Nierenversagen starb, durfte Angelika nicht zur Beerdigung. „Da war ich zehn und hatte so einen Hass auf meine Lehrer und Erzieher“, erzählt sie von einer ihrer bittersten Stunden. Einen sexuellen Übergriff auf sie und ihre Schwester hat es auch gegeben. „Von einem Lehrer“, sagt die 57-Jährige. Mehr möchte sie von dem Vorfall aber nicht berichten.

Zeugnisse und sonstige Dokumente von ihrer Heimzeit hat Angelika K. nicht.

## ► Dokumentationsprojekt „Zwangsunterbringung“

**Hintergrund:** Menschen, die als Kinder und Jugendliche in den Jahren 1949 bis 1975 in Baden-Württemberg in stationären Einrichtungen der Psychiatrie oder der Behindertenhilfe untergebracht waren, haben oftmals leidvolle Erfahrungen machen müssen. Mehr noch als heute wurden Menschen mit Behinderungen oder psychischen Krankheiten in der Nachkriegs- bis in die 1970er-Jahre besonders stigmatisiert und an den Rand der Gesellschaft gedrückt. Das Konzept der Inklusion war noch völlig unbekannt. Kinder und Jugendliche wurden auch im Rahmen der Jugendhilfe psychiatrisiert oder in so genannten Spezialheimen untergebracht.

**Stiftung Anerkennung und Hilfe:** Seit 2017 gibt es für diese Betroffenen die Möglichkeit, bei der Stiftung Anträge auf eine Geldpauschale und Rentenersatzleistungen zu stellen. Bis Ende 2020 können sich Betroffene bei den regionalen Anlaufstellen melden, um einen Antrag auf Leistungen zu stellen.

**Kooperation:** Das Landesarchiv Baden-Württemberg und die Anlaufstelle der Stiftung in Baden-Württemberg kooperieren, um die Aufarbeitung individuell und gesellschaftlich voranzubringen.

**Weitere Infos:** [www.stiftung-erkennung-und-hilfe.de](http://www.stiftung-erkennung-und-hilfe.de)

„Alles vernichtet“, sagt sie. Das Wichtigste bleibt für immer in ihrem Gedächtnis gespeichert, zum Beispiel der Tag ihrer Entlassung. Es war der 27. Juli 1979. Knapp 17 sei die damals gewesen, erinnert sie sich. Weil sie „nur“ auf der Sonderschule war, wie es damals hieß, und keine Ausbildung machen durfte, blieb ihr nur die Möglichkeit, sich mit Hilfsjobs durchzuschlagen. Als Putzfrau oder als Zimmermädchen – Hauptsache Geld verdienen. Zehn Jahre lang war sie als Montagearbeiterin bei einem Fernseh-Hersteller in Fellbach angestellt. „Das war, meine beste Zeit“, sagt sie. Doch leider ging die Firma bankrott.

## „Dass einem geglaubt wird, hilft“

1989 hat sie dann geheiratet. Drei Kinder brachte sie auf die Welt, aber wirklich glücklich war die Ehe nie. 2004 Trennung von ihrem Mann, der wie ihr Vater Alkoholiker war, 2012 dann die Scheidung. Mit ihrem Ehemann war sie Jahre nach der Internatszeit noch einmal im Heim. „Aber richtig reinversetzen, was mir da widerfahren ist, konnte er sich nicht“, bedauert sie. „Meine Kinder genauso wenig.“ Als größtes Defizit ihrer Kindheit sieht sie an, dass sie nie Geborgenheit erfuhr, in der Familie nicht und im Heim schon gar nicht. Manchmal leidet sich darunter: „Weil ich keine Nähe erlebt habe, kann ich so was auch nicht wirklich weitergeben, zum Beispiel an meine Kinder.“

Seit zwei Jahren hat Angelika K. keinen Job mehr. Die Hüften machen ihr sehr zu schaffen, eine hat sie schon austauschen lassen, die andere kommt im Januar dran. Danach möchte sie wieder arbeiten gehen. Denn Aufgeben war und ist nicht ihre Sache. Klar trauert sie zuweilen verpassten Chancen nach: „Ich wäre gerne Friseurin geworden, oder Tierpflegerin.“ Dass er sie nichts hat lernen lassen und ihr so manches andere im Leben verbaut hat, hat Angelika K. ihrem 1988 verstorbenen Vater längst verziehen. Sie hat Frieden gemacht mit sich und ihrer Situation. Und sie hat Menschen gefunden, die ihr zuhören und Verständnis zeigen. Zu ihnen zählt Jutta Wehl, Sozialpädagogin und Mitarbeiterin der Stiftung „Anerkennung und Hilfe“. Wie viele andere hat Angelika K. einen Pauschalbetrag von 9000 Euro erhalten. „Das ist keine Entschädigung“, sondern eine Anerkennungsleistung“, betont Wehl. Das Geld solle ein kleiner Beitrag sein, um das erlittene Leid ein wenig zu lindern. Genauso wichtig ist der 57-Jährigen die Zuwendung: „Dass einem geglaubt wird, hilft. Das macht freier.“